Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 60 (2003)

Heft: 1-2: "Zwischen Rhein und Rhone - verbunden und doch getrennt?" = "Entre Rhin et Rhône - liens et rupture?"

Artikel: Vom Schweizer Standpunkt zum Völkerbund

Autor: Moos, Carlo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-169686

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Schweizer Standpunkt zum Völkerbund

von Carlo Moos

Der Titel intendiert die Spannbreite eines Diskurses. «Schweizer Standpunkt» meint einerseits Carl Spittelers Zürcher Rede vom 14. Dezember 1914 aus dem ersten Kriegswinter, als die Fronten diesseits und jenseits der Schweizer Grenze in jeder Hinsicht klar waren. Schweizer Standpunkt meint zum andern die grundsätzliche Situierung der Erörterung von «wir und die anderen» in der Schweiz. Sie ist Ausgangs- und Endpunkt der Selbst-Reflexion. Spitteler ist auch in dieser Beziehung repräsentativ und wurde nicht zufällig angesichts einer späteren Bedrohung im Sinne der Geistigen Landesverteidigung eingesetzt.

«Völkerbund» visiert demgegenüber die Zeit unmittelbar nach dem Ende des Weltkriegs. Die mentalen Fronten dauerten indessen auch in der Schweiz weiter, hier zum Teil versteift durch die eben abgelaufene Auseinandersetzung um den Landesstreik. Zum einen meint die Chiffre «Völkerbund» einen eigentlichen Perspektiven- oder Paradigmenwechsel: eine Öffnung nach aussen und ein Fragen nach dem, was die Schweiz den andern geben kann, und nicht mehr primär, was andere ihr geben können, Aufbruch in eine neue Welt, die zu bauen möglich schien, bevor – dies zum andern – die «Realpolitik» der Siegermächte die Hoffnungen der Völker oder jedenfalls der Besiegten auf eine gerechte Friedensordnung wieder zerstörte. Emblematisch dafür ist das Scheitern des amerikanischen Präsidenten Wilson, von dessen Vision nur gerade der stark redimensionierte konkrete Völkerbund zurück blieb.

Die Frage, der die vorliegende kleine Studie nachgehen will, ist nun, ob gegenüber diesen zwei Polen «Schweizer Standpunkt» und «Völkerbund», zwischen denen die Diskussion jener Zeit schillerte (ohne dass man in Spitteler den Antipoden Max Hubers, eines zentralen Propagators des Schweizer Völkerbundbeitritts, sehen muss),[1] ein Unterschied zwischen Westen und Osten des Landes auszumachen ist.

1860 konnte Gottfried Keller – wie es scheint – problemlos ein Hohelied auf die Schweizer Vielfalt anstimmen, als er seinen jugendlichen Protagonisten im «Fähnlein der sieben Aufrechten» als Schützenredner die Harmonie des Landes besingen liess. Freilich war der seine ein Deutschschweizer Standpunkt. Er wusste wenig von den anderen Teilen des Landes, lebte vielmehr in Anlehnung an den grossen deutschen Kulturraum, dem er sich auf natürliche Weise zugehörig fühlte. Wenn er sich im Altersroman «Martin Salander» 1886 kritisch äusserte, so nicht mit Blick auf allfällige Spannungen zwischen West und Ost, sondern als Reaktion auf das gründerzeitliche Spekulantentum, das nebst der öffentlichen Moral seine Lebenswelt zu zerstören drohte. Es genügt auf den in seinem Werk ab und zu thematisierten Baum-Mord zu verweisen, worin sich der Dichter als umweltbewusster Zeitgenosse erweist, der aus Sorge um das Innen- und Aussenleben der Heimat, aber nicht aus Sorge um ihr sprachenübergreifendes Zusammenleben schrieb, obwohl die Krisen und Kriege im Kontext der deutschen Einigung auch dieses in Frage zu stellen vermochten.

Ganz so einseitig auf «deutscher» Seite wie sein Dichterkollege Conrad Ferdinand Meyer stand Keller allerdings nicht. Meyer war bekanntlich in scharfer Abwendung von den biographisch geprägten französierenden Anfängen nach eigenem Bekenntnis durch die Reichsgründung zum Dichter geworden und hatte dies in «Huttens letzten Tagen» fast bekennerhaft manifestiert.[2] Keller war und blieb demgegenüber ein bewusster Staatsbürger mit wachem Sinn für das Leben der Gemeinschaft, wie die als Staatsschreiber des Kantons Zürich verfassten Bettagsmandate bezeugen, im Gegensatz zum aristokratisierenden Meyer auf dem kleinen Herrensitz über Kilchberg (der nach einem bösen Wort Kellers «eine Million geheiratet» hatte)[3] und seinen mit Vorliebe der Renaissance entnommenen Ausnahmemenschen, die sich schon allein durch die zeitliche Entrückung über das verachtete Mittelmass seiner Umgebung herausheben sollten.

Vergleichsweise waren dies glückliche Zeiten gewesen, als man – im Sinne der Betrachtungen Karl Schmids über C. F. Meyer in «Unbehagen im Kleinstaat» – gewissermassen durchs Schlüsselloch oder als Lauscher an der Wand am grossen Weltgeschehen teilnahm.[4] Ganz anders die unmittelbar existentielle Bedrängung, aus der heraus Carl Spitteler mit der Rede «Unser Schweizer Standpunkt» trotz äusserster Gefährdung des Landes auf wohltuend sachliche Weise seine Sorge um das Zusammenleben der einzelnen Teile äusserte. Dieses war mittlerweile ernstlich zum Problem geworden, auch wenn Vor-Zeichen schon früher auszumachen waren, so die vor dem 1. Weltkrieg zwischen deutscher und welscher Schweiz unterschiedliche Wahrnehmung des Überfremdungsproblems als interne Bedrohung, welche die Romands vornehmlich seitens der Deutschschweizer befürchteten.[5] Jetzt, im Dezember 1914, drohte der West-Ost-Konflikt angesichts der festgefahrenen Kriegsfronten und der Entente-Sympathien der

Welschen gegenüber den Mittelmächte-Präferenzen der Deutschschweizer das Land regelrecht zu zerreissen.

Spittelers Vortrag,[6] nicht zufällig vor der Gruppe Zürich der zu Anfang des Jahres neugegründeten Neuen Helvetischen Gesellschaft gehalten (wo man sich der übergreifenden Bedeutung der «alten» Helvetischen Gesellschaft im ausgehenden Ancien Régime entsann), beginnt mit dem Hinweis auf den Anlass, der den Redner «so ungern als möglich» aus seiner «Einsamkeit in die Öffentlichkeit» treten liess um «über ein Thema zu sprechen, das mich scheinbar nichts angeht», nämlich dasjenige des «anlässlich des Krieges zwischen dem deutsch sprechenden und dem französisch sprechenden Landesteil [entstandenen] Stimmungsgegensatz[es]», worüber zu reden er für seine «Bürgerpflicht» hielt.[7] Was vorgefallen sei, fragte er sich, um zunächst etwas überraschend zu antworten, nichts sei vorgefallen ausser dass «zwei nach verschiedener Richtung sich [hätten] gehen lassen» und auf diese Weise auseinander gekommen seien, während die Vernunft «die Zügel» verloren habe.[8] Auf das Konzept Willensnation anspielend, fragte er weiter, ob man «ein schweizerischer Staat bleiben [wolle], der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt». Wenn dem so sei, müsse man sich inne werden, dass alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, Nachbarn, alle, die diesseits wohnen «mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder» seien; der Unterschied sei «ein ungeheurer», denn der beste Nachbar könne «unter Umständen mit Kanonen auf uns schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft».[9] Darauf folgte eine vor allem mit Blick auf spätere Entwicklungen nicht ungefährliche Präzisierung, nämlich «dass der politische Bruder uns nähersteht als der beste Nachbar und Rassenverwandte»[10] (was wohl heissen muss, dass politische Kriterien gegenüber rassischen prioritär zu sein hatten, weswegen Spitteler, der das Rassenkriterium durchaus im Sinne seiner Zeit einsetzte, als eine Art Sekundär-Rassist anzusehen wäre).

Neutralität bedeute in diesem Kontext «nach allen Seiten hin die nämliche Distanz zu halten», was «leichter gesagt, als getan» sei.[11] Gerade für den Deutschschweizer sei das Distanzgewinnen besonders schwierig, und hier verwies Spitteler mit vollendeter Ehrlichkeit auf das eigene Beispiel, indem er von seinen literarischen Erfolgen in Deutschland sprach, woher ihm «Sympathie und Zustimmung wie ein Frühling» entgegenblühten, während er die französischen Freunde an den Fingern der linken Hand abzählen könne und Frankreich als «einsamer Niemand» bereise (wobei gerade diese Rede die Verhältnisse eher umkehren sollte).[12] Angesichts der praktizierten Gewalt und weil Politik – wie in Anlehnung an Jacob Burckhardt gesagt wurde[13] – ohnehin nur Raub sei («Jeder Staat raubt, so viel er kann.»), befinde man sich «in der Lage des Bauern, der im Walde ein Wildschwein grunzen hört, ohne zu wissen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es», weswegen man die Truppen «rings um den ganzen Waldsaum» aufstelle (womit in einer interessanten Umkehrung der Perspektive die Verteidiger aussen und der Angreifer innen platziert wurden).[14]

Die Schwierigkeit der neutralen Position sah Spitteler sehr klar, weil in der Konstellation von 1914 gerade die Unterscheidung von politischer Neutralität und Gesinnung zum Problem geworden war: «Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme» könne sich «jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen», während er «mit einer einzigen Zeile [...] seinen guten Ruf und sein Ansehen verwirke».[15] Im Grunde könne «kein Angehöriger einer kriegführenden Nation eine neutrale Gesinnung als berechtigt empfinde[n]», vielmehr wirke man auf ihn «wie der Gleichgültige in einem Trauerhause»; selbst ein gerechtes Urteil werde als Parteinahme für den Feind ausgelegt und «kein Verdienst, kein Ansehen, kein Name [schütze] vor der Verdammnis».[16] In Bezug auf Frankreich fragte der Redner zu Recht, ob «wir denn mit den Franzosen nicht ebenfalls verwandt» seien und verwies auf politische Ideale, Gleichheit der Staatsformen und Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse.[17] Die Feinde des Deutschen Reiches seien keinesfalls unsere Feinde und wir hätten sie nicht «nach der Maske zu beurteilen, die ihnen der Hass und der Zorn aufgesetzt, sondern nach ihrem wirklichen Gesicht».[18]

All dem gegenüber «täte verstärkter Geschichtsunterricht gut». Nicht nur Sempach und Morgarten, auch der Sonderbundskrieg und der Neuenburgerhandel gehörten zur Schweizergeschichte – womit nebst anderem auf Abhängigkeiten gegen aussen und von aussen erhaltene Unterstützung, zum Beispiel auf «mehr als einmal» erfahrenen englischen Schutz, verwiesen wurde.[19] Ohnehin hätten «wir Schweizer bekanntlich andere Begriffe» vom Wert und der Lebensberechtigung kleiner Nationen und Staaten. So seien die Serben «keine ‹Bande›, sondern ein Volk», und zwar eines mit «so herrlichen epischen Gesängen» wie sie seit Homer keine andere Nation hervorgebracht habe, und das erwürgte und verlästerte Belgien gehe «uns Schweizer» gerade durch sein unglückliches Schicksal besonders viel an.[20]

Aus allen diesen Gründen müsse man sich «enger zusammenschliessen»; dazu müsse man sich «besser verstehen» und dafür hinwiederum müssten «wir einander vor allem näher kennen lernen».[21] Insbesondere müsse man aber mit mehr Bescheidenheit auftreten, nicht zuletzt wegen des «Wohlbefindens», dessen man sich erfreue «während andere leiden». «Vor allem nur ja keine Überlegenheitstöne! Keine Abkanzeleien!» Weder Hohn noch Jubel, welches «die denkbar lautesten Äusserungen der Parteilichkeit» seien, und «schon darum auf neutralem Gebiet verwerflich».[22] Deshalb die «patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise. Ehe wir andern Völkern zum Vorbild dienen könnten, müssten wir erst unsere eigenen Aufgaben mustergültig lösen». Das «jüngste Einigkeitsexamen» habe man jedoch im Kontext des ausgebrochenen Kriegs «nicht gerade sehr glänzend bestanden».[23]

Der «richtige neutrale [...] Schweizer Standpunkt» sollte demnach sein, angesichts des vorübergehenden Leichen-

zugs den Hut abzunehmen. Wohin man horche, höre man «den Jammer schluchzen», und die «jammernden Schluchzer» tönten «in allen Nationen gleich», ohne Unterschied der Sprache.[24]

Spittelers Standpunkt-Rede bleibt trotz einiger zeitbedingter Imponderabilien nicht nur eine eindrückliche Leistung, die mit ihrem «idealisierenden» Zugriff und einer mächtigen sprachlichen Bildkraft über den Moment hinauswies, sondern auch ein Zeugnis persönlichen Muts von Seiten eines Dichters, der bisher in Deutschland viel Resonanz gefunden hatte und jetzt von der deutschfreundlichen Einstellung seiner Umgebung markant abwich.[25] Neben dem spezifisch schweizerischen (Moment-)Anliegen, das die Rede vertrat, verfügte sie über eine stark visionäre Komponente, indem sie das Land in zeitlose, ja geradezu mythische Höhen emporhob,[26] von denen herab es allein durch sein Beispiel eine zivilisatorische Rolle spielen sollte, die dadurch ausbalanciert wurde, dass der Redner in einer Kriegsphase, in der alle Beteiligten noch mit ihrem Triumph rechneten, überall nur das allgemeine Elend wahrnahm. Damit traf er sich mit jenen, die den Krieg als solchen überhaupt ablehnten und nach seinem Ende eine kurze Zeit lang die Zukunft aus ihren Visionen gestalten zu können meinten.[27] Sie wurden ebenso rasch von der Realität eingeholt, wie der Redner von 1914 es im schweizerischen Rahmen wurde (woran auch die ihm 1915 verliehene Ehrendoktorwürde der Universität Lausanne nichts zu ändern vermochte). Der West-Ost-Graben blieb durch den ganzen Krieg weiter bestehen – man denke an die Reaktionen auf die Obersten-Affäre 1916 oder auf den Hoffmann-Grimm-Fall von 1917 – und dies nicht zuletzt deswegen, weil eine ausgesprochen deutschfreundliche Armeespitze am Werk war. Aber selbst das Verhalten der mehr oder weniger revolutionären Deutschschweizer Linken wurde in der West- und Südschweiz als deutschfreundlich interpretiert (in dieser Optik vollführte Lenin vornehmlich ein deutsches Kalkül), weshalb im November 1918 auch der Landesstreik als eher deutschschweizerische Angelegenheit aufgefasst wurde.[28]

Ohne dass er darin genannt würde, sind zwei anfangs 1915 gehaltene Vorträge des zu diesem Zeitpunkt noch nicht gänzlich dem Ancien Régime verfallenen und noch weniger zum später «wirkungsmächtigsten Propagandisten der ‹nationalen Revolution› in der Schweiz»[29] gewordenen Gonzague de Reynold in gewisser Weise als welsches Echo auf Spittelers Rede anzusehen. Mit dem ersten Vortrag, «La Suisse romande», gehalten am 27. Januar 1915 vor der «Toepffergesellschaft» in Solothurn, verfolgte der Redner – geleitet von der Überzeugung, dass jeder Schweizer ein Recht auf seine Sprache habe[30] – vor allem die Absicht, dass die Deutschschweizer die Welschen, die gleichfalls Schweizer sein wollten, gerade in der gegenwärtigen Krisenzeit besser kennen lernen sollten.[31] Zu diesem Zweck skizzierte er die Grundlinien einer welschschweizerischen Identität, die er im wesentlichen dadurch definierte, dass sie der Herkunft nach zwar französisch («Les racines profondes de notre vie intellectuelle plongent dans la terre française.»),[32] im Geist aber schweizerisch sei: Natur, Geschichte, Sitten, Institutionen und vor allem der gemeinsame Wille – all dies habe die Romands zu Schweizern gemacht und ihnen «un esprit suisse» verliehen.[33] Indem sie Schweizer wurden, seien sie sich selber geworden: «[...] les pays romands sont devenues suisses pour être libres, pour rester eux-mêmes, pour conserver leurs mœurs, leurs traditions, leur autonomie, pour s'affranchir de princes étrangers.»[34] Sie wüssten, dass sie ohne die «confédérés alémannes» nichts wären ausser allenfalls «une pauvre petite province française».[35] Die Gemeinschaftlichkeit ihrer nationalen Existenz, das Zusammenleben von Deutsch- und Welschschweizern, interpretierte der Redner abschliessend in einem kühnen aber zugleich traditionellen (und im nachhinein reichlich «sexistisch» anmutenden) Geschlechtervergleich als dasjenige eines starken, kriegerischen Mannes und einer intelligenten Frau am gemeinsamen Herd, dessen Licht höhenfeuerhaft in eine verdunkelte Welt hinausleuchtete: «Et ce foyer, il faut qu'il brille au milieu du monde, comme un signal à feu au sommet d'une montagne; et plus le monde est obscurci par la tempête où l'on entend le tonnerre sourd des batailles lointaines, plus il faut que le foyer brille et qu'il rayonne et qu'il lance sa lumière à travers l'espace [...].»[36]

Reynolds zweiter Vortrag, «L'unité de la Suisse» vom 19. Februar 1915 vor der Basler Gesellschaft «Quodlibet», war im Sinne einer unausgesprochenen Fortsetzung der Einheit des Landes gewidmet, worin – bei erneuter Verwendung des Herdfeuermotivs – «la chaude lumière d'un seul et unique foyer» leuchten sollte.[37] Nach Meinung des Redners durfte es angesichts des «canon qui tonne dans les plaines d'Alsaces» nicht (mehr) um verschiedenartige welsche oder deutschschweizerische Standpunkte gehen, sondern über der «Suisse romande» und der «Suisse allemande» müsse allein «la Suisse tout court et tout entière» stehen.[38] Zur Bestimmung dessen, was die Einheit dieser «Suisse une et diverse», der «Suisse aux forces convergentes»[39] ausmache, operierte der Redner nur am Rand mit der vergänglichen politischen Einheit («[...] l'Etat change et le peuple reste; le régime passe et la nation demeure, et la terre est la même toujours.»),[40] vor allem aber mit den tieferen inneren Kräften, so mit der Natur («L'Alpe est la force, le Plateau la prudence; mais les lacs sont la douceur et la joie dans notre pays.»),[41] mit einer trotz betonter Überzeitlichkeit recht zeitgebunden anmutenden «unité stratégique» («Notre armée est notre suprême raison d'espérer et d'avoir confiance à l'heure actuelle.»)[42] und schliesslich mit der teleologisch überhöhten «unité de l'histoire». Dies alles habe zur Kreation einer «patrie» verholfen, die der Redner mit einer Kathedrale verglich: «Je vois la Suisse comme une cathédrale construite avec le granit dur des Alpes et la molasse facile à sculpter du Plateau.»[43] Eine Kathedrale, in deren Innerem Friede herrschte und Platz für alle war: «Vingt-deux chapelles latérales: elles ont chacune leurs saints, leurs images et leur histoire, mais l'autel est au centre et cet autel est l'âme, la conscience et la volonté de la patrie.»[44]

Es ist kaum Reynolds penetranter Katholizismus gegenüber Spittelers verhaltenem Protestantismus, der nachträglich störend wirkt, sondern sein überhöhter Tonfall gegenüber der Sachlichkeit des Deutschschweizers. Vielleicht liegt hier der Grund für die Vergessenheit, der seine Reden anheim fielen. Gerade der zweite Vortrag über die Einheit der Schweiz erweist bei allem Lyrischen einzelner Formulierungen gleichsam ex negativo den Quantensprung, der Spitteler wenige Wochen vorher gelungen war. Reynolds schweizerischer Standpunkt ist zu penetrant «schweizerisch»,[45] während ausgerechnet der oft «abgehobene» Spitteler die richtige Mischung bei der Spiegelung von Schweizerischem im Allgemeinen traf.

Wenn Spitteler zu Anfang des Ersten Weltkriegs, freilich mit wenig unmittelbarem Erfolg, eine übergreifende Standortbestimmung versucht hatte, so ergab sich dank der Gründung des Völkerbunds die Gelegenheit zu einer solchen bei Ende des Kriegs fast von selber. Allerdings war die Auseinandersetzung um den Schweizer Beitritt im Vorfeld der Abstimmung vom Mai 1920 in manchem nichts anderes als die Fortsetzung der Weltkriegsfronten über das Ende des Kriegs hinaus, noch verstärkt durch den Sieg der einen und die Niederlage der anderen Seite. Die Sympathisanten der Verlierer interpretierten den Völkerbund schlicht als «Versailler» Völkerbund, das heisst als Diktat der Sieger, das die Niederlage der Mittelmächte in alle Ewigkeit fortschreiben werde. Dem stand indessen schon der Grundgedanke des Völkerbunds entgegen, was umgekehrt die Befürworter zu betonen nicht müde wurden, indem sie darauf hinwiesen, dass die Schweiz selber ein kleiner Völkerbund sei. Gerade in der Westschweiz scheint dieses Argument besonders beliebt gewesen zu sein[46] – kaum zufällig, weil Minderheiten oft ein ausgesprochen grosses Interesse an übergreifenden Organismen nehmen, die auf dem Prinzip der Gleichheit aller Mitglieder aufbauen.[47] Während die Deutschschweizer Völkerbundsfreunde mit Bundesrat Felix Calonder, Prof. Max Huber und dem Bauernführer Ernst Laur an der Spitze einen schweren Stand hatten und auf ihrer Seite des «Grabens» die Abstimmung um den Beitritt nicht zu gewinnen vermochten, war die Zustimmung der Westschweiz und des Tessins so überwältigend, dass sie die Vorlage herauszureissen vermochte und ihr zu einem Sieg verhalf, der nur dadurch etwas getrübt wurde, dass das Ständemehr aus einer einzigen Stimme bestand und einige hundert zusätzliche Gegner in einem kleinen Kanton der deutschen Schweiz die Vorlage zum Kippen gebracht hätten.[48] Gerade das Ständemehr markierte somit 1920 einen gewissermassen potenzierten «Röstigraben», und eine Ablehnung des Beitritts hätte bei der eindeutigen Stimmungslage in der Westschweiz eine zusätzliche Zerreissprobe für das Land bedeutet, wie die Befürworter zu Recht befürchteten und entsprechend nicht müde wurden, dieses Schreckgespenst im Abstimmungskampf immer wieder an die Wand zu malen.[49] Hier zeigte sich eine Form der (aussenpolitischen) Polarisierung, die für spätere Auseinandersetzungen nichts Gutes verhiess und jenen «clivage linguistique» inaugurierte, wonach sich der in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg vornehmlich um Fragen des Föderalismus kreisende Sprachengegensatz in der zweiten Nachkriegszeit mehr und mehr auf das Thema der Aussenbeziehungen verschieben konnte.[50] Die UNO-Abstimmung von 1986 war allerdings in Bezug auf das West-Ost-Verhältnis insofern atypisch, als die Ablehnung überall mehr oder weniger massiv ausfiel. Hier kam ein anderes (für einmal gesamtschweizerisches) Grundmuster zum Zug, eine allgemein verbreitete Staatsverdrossenheit, als deren Folge man «dem Bundesrat wieder einmal zeigen [wollte], wo es durchgeht».[51] Offenbar scheint der (föderalistische?) Anti-Bern-Reflex den «Röstigraben» immer wieder überspringen zu können, was indessen keine besonders tragfähige Basis für ein wirklich symbiotisches Zusammenleben der verschiedenen Kulturen darstellt.

Die Stunde des verbindlichen Spitteler war jedenfalls rasch vorüber, trotz dem ihm 1920 zugekommenen Literatur-Nobelpreis. Kaum jemand interessierte sich nach seinem Tod (1924) wirklich noch für den Dichter des «Olympischen Frühling» (ausser einigen Mythisierern auf der rechten Seite des politischen Spektrums), obwohl in den 1940er und 1950er Jahren im Auftrag der Eidgenossenschaft und im Zeichen einer etwas verspäteten Geistigen Landesverteidigung eine Gesamtausgabe seiner Werke in neun Bänden und zwei Geleitbänden veranstaltet wurde. Faktisch blieb nur seine Rede von 1914 im Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit haften und konnte in Zeiten der Not jeweils beschworen werden, allerdings immer mehr abgehoben von der Person des Redners und ihrem zeitlichen Umfeld.[52] Aber auch der Völkerbund hatte schon während der 1920er und insbesondere in den 1930er Jahren als Folge des japanischen Einfalls in die Mandschurei und des italienischen Überfalls auf Abessinien seinen Glanz zunehmend und zuletzt vollständig verloren. Bezeichnenderweise sollten daraufhin weniger einheimische Mahner oder inländische Aufbruchwillige den schweizerischen West-Ost-Gegensatz überbrücken helfen, als die Kriegstreiber von jenseits des Rheins, die mit ihrer bedrohlichen Aggressivität eine Art Negativ-Integration bewirkten. Diese fiel denn auch, weil mehr von aussen erzwungen als von innen empfunden, mit dem Ende der Bedrohung nach dem Zweiten Weltkrieg eher wieder weg. Von da scheint nicht zufällig, dass für die zweite Nachkriegszeit mit den demonstrativ vom Olymp herabgestiegenen und eminent kritischen Max Frisch oder Niklaus Meienberg starke (politische) Polarisierer repräsentativ wurden, deren Grabenkämpfe nicht der Sprachgrenze folgten, während das Verbindende à la Spitteler («Alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, sind unsere Nachbarn [...]; alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder.») nicht mehr sonderlich gefragt war.

ANMERKUNGEN

1 Vgl. PAUL WIDMER, *Sendung oder Selbstbescheidung. Carl Spitteler und Max Huber als Antipoden schweizerischer Aussenpolitik*, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 220, 22./23. September 2001, S. 91.

2 Freilich empfand er das Deutsche Reich – trotz aller Bewunderung – wie alles Gegenwärtige und Nahe auch als bedrängend; vgl. CARLO MOOS, *Dasein als Erinnerung. Conrad Ferdinand Meyer und die Geschichte*, Bern 1973, u.a. S. 39–43.

3 «Er [Conrad Ferdinand Meyer] wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst eine Million geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet [...].» Gottfried Keller an Theodor Storm, 30. Dezember 1881, in: GOTTFRIED KELLER, Werke (Atlantis Ausgaben), Band 7, Zürich o. J., S. 610.

4 Vgl. KARL SCHMID, *Unbehagen im Kleinstaat. Untersuchungen über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jacob Burckhardt*, Zürich/Stuttgart 1963.

5 Vgl. ANDREAS ERNST / ERICH WIGGER (Hrsg.), *Die neue Schweiz? Eine Gesellschaft zwischen Integration und Polarisierung (1910–1930)*, Zürich 1996, S. 14f., sowie PIERRE DU BOIS, *Alémaniques et Romands entre unité et discorde. Histoire et actualité*, Lausanne 1999, S. 120.

6 CARL SPITTELER, *Unser Schweizer Standpunkt*, in: CARL SPITTELER, Gesammelte Werke, 8. Band, Zürich 1947, S. 579–594.

7 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 579.

8 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 580.

9 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 580–581.

10 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 581.

11 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 581–582.

12 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 583.

13 Vgl. WERNER STAUFFACHER, *Carl Spitteler. Biographie*, Zürich/München 1973, S. 681f. u. 688

14 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 584.

15 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 586.

16 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6). S. 586

17 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 588.

18 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 589.

19 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6). S. 589

20 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 590–591.

21 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 591.

22 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 592–593.

23 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 593–594.

24 CARL SPITTELER (vgl. Anm. 6), S. 594.

25 Vgl. für die unmittelbaren Folgen für Spitteler WERNER STAUFFACHER (vgl. Anm. 13), S. 689–695.

26 Vgl. FRANÇOIS VALLOTTON, *Ainsi parlait Carl Spitteler. Genèse et réception du «Notre point de vue suisse» de 1914*, Lausanne 1991, S. 84–87.

27 Vgl. u.a. NICOLE BILLETER, *Kriegsgegnerische Publizisten in der Schweizer Emigration 1914–1918*, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 1997.

28 Vgl. CRISTINA REDOLFI, *Il 1918 e lo sciopero generale svizzero nella stampa ticinese*, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 2002.

29 Vgl. ARAM MATTIOLI, *Gonzague de Reynold – Vordenker, Propagandist und gescheiterter Chef der «nationalen Revolution»*, in: ARAM MATTIOLI (Hrsg.), *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*, Zürich 1995, S. 135–156, hier S. 135.

30 GONZAGUE DE REYNOLD, *Deux conférences. La Suisse romande. L'unité de la Suisse*, Zurich 1915, S. 6.

31 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 7.

32 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 28.

33 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 30.

34 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 31.

35 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 32.

36 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 35.

37 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 40.

38 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 41.

39 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 60.

40 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 42.

41 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 47.

42 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 51.

43 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 56.

44 GONZAGUE DE REYNOLD (vgl. Anm. 30), S. 57.

45 Nicht umsonst hat man vom frühen Gonzague de Reynold sagen können, er habe in den Jahren vor 1914 «als wortgewandter Erfinder eines helvetischen Nationalismus» von sich reden gemacht. Vgl. ARAM MATTIOLI, *«Au Pays des Aïeux». Gonzague de Reynold und die Erfindung des neohelvetischen Nationalismus (1899–1912)*, in: GUY P. MARCHAL / ARAM MATTIOLI (Hrsg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*, Zürich 1992, S. 275–289, hier S. 275.

46 Vgl. CARLO MOOS, *Ja zum Völkerbund – Nein zur UNO. Die Volksabstimmungen von 1920 und 1986 in der Schweiz*, Zürich 2001, u. a. S. 81.

47 Hier liegt einer der Gründe dafür, weshalb beispielsweise die jüdische Minderheit Österreich-Ungarns ein vitales Interesse am Überleben der Habsburgermonarchie hatte; in der Folge musste sie die fatalsten Konsequenzen ihres Auseinanderbrechens tragen. Diesen Gedanken verdanke ich Gesprächen mit David Bankier im Rahmen der Unabhängigen Historikerkommission Liechtenstein – Zweiter Weltkrieg.

48 Das Resultat der Volkbefragung vom Mai 1920 über den Beitritt zum Völkerbund nimmt in jeder Beziehung – bis hin zum knappen Ständemehr – dasjenige vom März 2002 über den Beitritt zur UNO vorweg; nur der Kanton Tessin hat 1920 markant anders (positiv) gestimmt.

49 CARLO MOOS (vgl. Anm. 46), S. 89f.

50 Vgl. HANSPETER KRIESI / BORIS WERNLI / PASCAL SCIARINI / MATTEO GIANNI, *Le clivage linguistique. Problèmes de compréhension entre les communautés linguistiques en Suisse*, Bern 1996.

51 OTTO FISCHER in der Berner Zeitung vom 15. Januar 1986, zitiert bei LUZIUS WILDHABER, *Das Schweizer Nein zu einer Vollmitgliedschaft in den Vereinten Nationen*, Europa-Archiv 41, 1986, S. 468.

52 Vgl. für die Spitteler-Rezeption u.a. FRANÇOIS VALLOTTON (vgl. Anm. 26), S. 91–103.

ZUSAMMENFASSUNG

Carl Spittelers Rede zum «Schweizer Standpunkt» von Dezember 1914 wird durch zwei Standpunkt-Reden Gonzague de Reynolds von Januar/Februar 1915 kontrastiert. Beiden Schriftstellern und ihren um die Schweiz kreisenden Vorträgen wird die allgemeiner ausgerichtete Kontroverse um den Schweizer Beitritt zum Völkerbund gegenübergestellt, die 1920 im Kontext eines scharfen West-Ost-Gegensatzes zu einem positiven Abstimmungs-Entscheid führte. Dieser zwischen den Polen «Schweiz» und Völkerbund schillernde Selbstfindungs-Diskurs wird seinerseits von den (früheren) kulturell eher nach Deutschland ausgerichteten Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer sowie von den (späteren) politisch stark polarisierenden und schweizkritischen Max Frisch und Niklaus Meienberg eingerahmt.

RIASSUNTO

Il saggio confronta il discorso di Carl Spitteler sui «punti di vista degli Svizzeri» («Unser Schweizer Standpunkt»), svolto nel dicembre del 1914, con due discorsi sullo stesso tema, tenuti da Gonzague de Reynold nei mesi di gennaio e febbraio del 1915. I loro discorsi si contrappongono nell'ambito di un dibattito di carattere più generale sulla questione dell'adesione della Svizzera alla Società delle Nazioni, che nel 1920 sfociò in un voto positivo sullo sfondo di un forte contrasto tra la Svizzera occidentale e quella orientale. Il controverso discorso sull'identità del Paese, diviso tra una scelta in favore della «Svizzera» da un lato e in favore della «Società delle Nazioni» dall'altro, costituisce una parentesi inserita fra la parte dedicata agli scrittori del XIX Secolo Gottfried Keller e Conrad Ferdinand Meyer, culturalmente orientati verso la Germania, e quella sugli scrittori del XX Secolo Max Frisch e Niklaus Meienberg, fautori di una polarizzazione sul piano politico ed estremamente critici nei confronti della Svizzera.

RÉSUMÉ

Le discours sur le «point de vue suisse» prononcé par Carl Spitteler en décembre 1914 contraste de manière frappante avec deux discours tenus par Gonzague de Reynolds sur le même sujet en janvier et février 1915. Les positions défendues par les deux écrivains à l'occasion de ces conférences trouvent leur pendant dans la controverse plus générale autour de l'adhésion de la Suisse à la Société des Nations, qui devait aboutir en 1920 à son acceptation par le corps électoral lors d'une votation populaire, et ce dans un contexte dominé par une âpre opposition entre la partie orientale et la partie occidentale du pays. Ce discours identitaire jonglant entre les deux pôles «Suisse» et «Société des Nations» sera repris d'abord par Gottfried Keller et Conrad Ferdinand Meyer, plutôt germanophiles sur le plan culturel, et ensuite par Max Frisch et Niklaus Meienberg, favorables à une forte polarisation politique et critiques à l'égard de la Suisse.

SUMMARY

Carl Spitteler's talk on the "Swiss Standpoint" of December 1914 is contrasted with two talks on the same issue by Gonzague de Reynold in January and February 1915. Their talks are juxtaposed with the more general controversy regarding Switzerland's membership in the League of Nations, which led to a positive vote in 1920 in the context of heightened contrast between eastern and western Switzerland. This controversial discourse on the identity of the country between the polls of "Switzerland" and the "League of Nations" is bracketed between a discussion of the 19th-century writers Gottfried Keller and Conrad Ferdinand Meyer with their cultural orientation towards Germany, and the 20th-century writers Max Frisch and Niklaus Meienberg with their politically polarising and extremely critical approach to Switzerland.